

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 37 (1947)
Heft: 4

Artikel: Der Mann ohne Ehre
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635245>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Mann ohne EHRE

Roman
von
Lisa Wenger

Mit unserem heute beginnenden Roman bringen wir ein Buch zum Abdruck, das aus kritischer Gegenwartsbetrachtung heraus entstanden ist und an einem Beispiel eine gefährliche Wunde der heutigen Menschheit blosslegt: die einseitige Schätzung des Geistes. Da ist dieser gewandte, übergesehene Othmar Ruscht, ein Jongleur mit geistigen Dingen, der sich durch seine schillernden Hirnkünste, durch die formschöne Beherrschung des Wortes und die Schlagkraft seines Witzes Ansehen, allgemeine Anerkennung, äussern Erfolg erobert und einen ganzen Kometenschweif von Bewunderern und Anbetern hinter sich hat. Im Kern aber sitzt der Wurm. Es fehlt diesem Geist zum edlen Gleichgewicht die Gesinnung, der sittliche Halt, das Verwurzelte. Er ist im zwiefachen Sinne, äusserlich und innerlich, ein Mann ohne Vaterland, ein Drückeberger, der sich in die Gemeinschaft nicht einfügen wollte und der dann — das ist von Lisa Wenger in ergreifend glaubwürdiger Folgerichtigkeit dargestellt — auf der Stufenleiter der Schuld und Haltlosigkeit Schritt um Schritt niedersteigt und zum Dieb und Betrüger wird.

Das Buch ist in vollendeter Sprache gehalten und spiegelt die tiefe Menschlichkeit, das Wissen um die wahren Güter dieses Lebens und die frauliche Güte von Lisa Wenger unmittelbar und eindringlich wieder.

Erster Teil

Es war ein Mann in einer der Schweizer Städte aufgetaucht, von dem man nicht so recht wusste, woher er kam, noch wer er eigentlich war.

Er fand mit der Zeit in mancher der angesessenen Familien Zugang als Hauslehrer ihrer Kinder. Man hatte sich daher mehr nach seinen geistigen Fähigkeiten erkundigt als nach seinen persönlichen Angelegenheiten.

Soviel man wusste, stimmten seine Papiere. Er wohnte nicht in der Stadt, sondern in Benningen, einem kleinen Dorf, das jenseits der Kantonsgrenze lag. Es gab sich mit der Auskunft, die es von Othmar Ruscht erhielt, gerne zufrieden. Man fragte vor dem grossen Kriege von 1914 wenig darnach, ob einer einen Pass habe oder nicht.

Ruscht sprach ein gutes Deutsch und stammte aus Königsberg. Das wusste man, viel mehr nicht. Seine Belesenheit war gross. Er war ein Mensch von umfangreichen Fähigkeiten, und seine Schüler, denen er Latein und Griechisch beibrachte, machten Fortschritte. Seine Kenntnisse und sein Ueberblick, seine vergleichende Kritik waren, was Musik, Malerei, Literatur, Kunst überhaupt betraf, unbegrenzt.

Er war ein unbeirrbarer Kritiker. Von Zeit zu Zeit erschienen Artikel in den Zeitungen der Stadt, in denen er Konzerte und Theateraufführungen scharf beleuchtete und Licht und Schatten gnädig und ungnädig verteilte, ohne dass irgend jemand sich je beklagt hätte darüber, so verständnisvoll, sicher und gerecht wirkten sie. Sie wurden sehr beachtet, ja, sie machten Aufsehen. Man begann zu fragen, wer der Mann eigentlich sei?

Othmar Ruscht war mittelgross, weder schlank noch fett. Seine breite, hohe und intelligente Stirne fiel auf, ebenso seine tief liegenden Augen, die keinen Zweifel darüber aufkommen liessen, dass er Dinge übersehen könnte, noch dass ein Urteil je zu nachsichtig ausfallen würde.

Er war nicht anziehend, aber zwingend. Dennoch hatte er nichts von einem Tyrannen an sich, noch war er gefühllos. Im Gegenteil. Er hing an altmodischen, sentimentalen kleinen Liebhabereien. Er hielt sich einen Kanarienvogel.

Er war kürzlich in eine Familie Dubois — A. B. Dubois, aus Neuenburg stammend, aufgenommen worden, deren zwei Söhne er unterrichten sollte.

Der ältere, achtzehnjährige, ging nicht ernsthaft genug dem vorgezeichneten Ziele, der Matura, zu. Es drohte ihm, mehr noch seinen sich sorgenden Eltern, dass er nicht befördert werden würde. Es wurde daher das bewährte Mittel eines Hauslehrers angewendet, das den Jungen seiner ohnehin spärlichen Freiheit noch mehr beraubte, aber gute Früchte trug.

Die Eltern überzeugten sich bald, dass dieser Ruscht ein gescheiter, auch kluger Kopf war, der merkwürdig stark auf die Söhne wirkte. Auch auf andere junge Leute, wie man hörte. So stark, dass sie ihn bald als Vorbild verehrten.

Und ist das verwunderlich, fragten seine Schüler. Vermochte er nicht jeden beliebigen griechischen Vers wörtlich zu zitieren? Kannte er Homer nicht auswendig? War er nicht in stände, sämtliche Könige der Weltgeschichte, ihren Stammbaum berücksichtigend, vorwärts und rückwärts aufzuzählen?

Der junge Jean-Jacques hatte zu seinem neunzehnten Geburtstag ein Studentenliederbuch von Ruscht erhalten, in dem folgende Widmung geschrieben stand: Im Arm ein Mädel — Und Bier im Bauch — Und Grütz im Schädel — Ist Burschenbrauch.

«Fein, nicht?» fragte er seine Schwester Beatrix, die ein Jahr älter war als er.

«Fein? Gar nicht fein. Gemein», sagte sie ein wenig verächtlich. Nun wurde Jean-Jacques heftig.

«Was hast du eigentlich gegen Ruscht? Das ist einer, der — da sind alle deine Tänzer nichts dagegen. Nichts! Und den Robert Seiler nebenan nicht ausgenommen. Also, was hast du zu sagen?»

«Gar nichts. Mir gefällt er einfach nicht. Ich weiss nicht warum. Er hat etwas Ueberhebliches an sich, etwas Spöttisches. So, als verachte er heimlich die ganze Welt. Und dann: Bier im Bauch! Du kannst den ganzen Schiller von A bis Z lesen, das Wort „Bauch“

findest du nirgends. Geschmacklos das. Und was brauchst du schon ein Mädel im Arm zu haben? Halte du deinen Cornelius Nepos im Arm, oder das Bellum Gallicum, damit du nicht sitzen bleibst.» Jean-Jacques lachte.

«Und dann liebe ich es nicht, dass er alle Leute so zerpfückt. Ich mag ihn halt nicht und fertig. Und ewig starrt er mich an, so klebrig.» Man merkte, sie mochte den Mann wirklich nicht.

«Ach, Bé, du hast es sonst ganz gerne, wenn man dich ansieht», sagte Jean.

«Ho, ja, aber nur wenn ich den, der mich ansieht, auch gern habe. Und jetzt geh an dein Latein, sonst kommen wir zu spät zum Tennis.» Sie ging mit einem Buch in den Garten, der hoch über der Strasse angelegt war. Acht granitene Stufen führten zu ihr hinunter. Auf der grünen Wiese oben breiteten Tannen wie Tänzerinnen ihre Aeste aus, und eine breite Laube von grossblättrigem Lorbeer lockte. Beatrix setzte sich auf einen der bunten Korbstühle und nahm ihr Buch auf.

Dahin kommt der Hauslehrer aber nicht, hatte sie seinerzeit bittend zur Mutter gesagt, nicht wahr? Halb lächelnd, halb den Kopf schüttelnd hatte die schöne Mutter gefragt, wie es komme, dass sie sich so gar nicht an Herrn Ruscht gewöhnen können? Das Mädchen hatte die Achseln gezuckt.

«Du bist doch sonst so freundlich zu allen Leuten, Bé», schloss Frau Dubois.

Beatrix blieb nicht lange im grünen Halbdunkel der lorbeerduftenden Zuflucht. Sie lief hinaus in den Garten. Um die Blumen, die überall leuchteten und der Sonne zulächelten, kümmerte sie sich heute nicht. Um sie trug ihre Mutter Sorge. Aber da stand ein Pfirsichbaum, dicht behangen mit reifen Früchten. Der gehörte ihr.

Sie hatte ihn auf dem Komposthaufen ihres Gärtners gefunden, noch im ersten Kindesalter und halb verwelkt, nicht länger als ein Arm. Liebevoll hatte sie das Bäumchen eingepflanzt, begossen und zu pflegen begonnen, bis eines Tages das arme, kranke Ding zu treiben begann und zarte, mattgrüne Blättchen ansetzte. Bé lächelte vor sich hin, wenn sie des zehnjährigen Kindes von damals gedachte, und wie es um den dünnen Stamm herumgetanzt war und sich gefreut hatte.

Sie hörte Schritte hinter sich. Natürlich dieser sogenannte Doktor. Die reine Wespe!

Es war wirklich Othmar Ruscht, der kam. Man merkte es ihm an, dass er wusste, wie wenig willkommen er war. Es sah aus, als hätten sogar seine Füsse ein schlechtes Gewissen, so zögernd kam er vorwärts. Vor dem Baum blieb er stehen.

«Herrliches Obst», sagte er. Dem Klugen fiel nichts Klügeres ein. Beatrix liess sich rühren, da er von ihrem Liebling freundlich sprach.

«Ja, und wenn Sie wüssten, in welcher Lebensgefahr mein Bäumchen einmal geschwebt hat. Als ich es mit einer viel zu grossen Schaufel eingegraben hatte, schön an der Sonne und vor dem Wind geschützt, sah ich am nächsten Tag mit Schrecken, dass es im Schatten stand. Ich grub es wieder aus und pflanzte es zum zweiten Male ein, in den kleinen Garten hinter dem Haus, wo die Sonne strahlend glänzte. Und anderntags — zu einer andern Tageszeit — machte ich den Schrecken wiederum durch, grub aus und grub ein. Doch kam die Mutter gelaufen und



Birken in wundervollem Raureif

(Phot. O. Furter)

prophezeite, dass der arme Baum niemals auf diese Weise gedeihen könne, geschweige denn blühen und Früchte tragen. Und nun hängen an einem einzigen, freilich grossen Ast hundertundzwanzig Pfirsiche. Ich habe sie gezählt.»

Sie bot Ruscht eine der samtenen Früchte an, das heisst, sie deutete mit dem Finger auf den Korb im Gras. Er nahm und dankte. Sie hatte keine Hand gerührt.

«Darf ich mithalten?» rief vom nahen Nachbarhaus eine fröhliche Stimme. Beatrix schaute auf, dunkelrot, aber nicht erschrocken.

«Warten Sie, Robert, ich werfe Ihnen einen Pfirsich hinauf», rief sie, und geschickt flog der runde, rotbackige Ball in die ausgestreckten Hände des jungen Mannes, der keck und glücklich heruntergrüsste.

«Ich werde meine Dankbarkeit für später aufheben», rief er lachend und verschwand. Einen Augenblick sah Bé ihm nach.

«Wollen Sie mir nicht noch einen Pfirsich schenken?» fragte Ruscht. «Von Ihrer Hand geboten, würde er mir doppelt schmecken.» Sie zuckte die Achseln.

«Das kann Jean-Jacques tun», sagte sie, und der Junge, der eben gekommen, bückte

sich und bot Ruscht den Korb an, in dem die Früchte in Rebblättern lagen, die, mit langen grünen Ranken den Zaun umkletterten, der die beiden Güter trennte. Beatrix nahm den Korb auf, ging und verschwand um die Ecke. Sie hatte nur einen einzigen Blick zu dem bewussten Fenster hinüber glänzen lassen. Othmar Ruscht hatte ihn gesehen und seufzte.

Von diesem Nachbarssohn hatte die Köchin behauptet, dass er «ein Auge» auf das Mädchen geworfen habe, die ob des lächerlichen Bildes sich wehrte.

«Jawohl, das hat er», sagte Käty kategorisch zu ihrer jungen Schülerin, die eben das Kochen bei ihr lernte, und daher zu intimen Beziehungen mit der altbewährten gekommen war.

«Aber Kätt», hatte Beatrix gerufen, «pfui, was für ein Bild! Denk doch, wie das wäre, wenn Herr Robert wirklich und in Wahrheit ein Auge auf mich würde und es an mir kleben bliebe!» Darauf hatten beide gelacht.

Ruscht gedachte gepeinigt des Augenblicks, als Bé den jungen Mann erblickt hatte. Wie ihre Augen leuchteten! Wundervoll sah sie aus und herrlich sind ihre Augen, die grossen, grauen. Wie von Abendrot bestrahlt, glühte das ganze Gesicht.

Er ging nun auch ins Haus, um dem jüngeren der beiden Brüder eine Lehrstunde zu erteilen. Unten im Flur traf er auf Frau Dubois. Sie bat den Hauslehrer in das Wohnzimmer und entschuldigte sich, dass sie ihn aufhalte.

«Und wie geht es mit dem Jungen? Arbeitet er? Sind Sie zufrieden?»

«Es geht, es geht, wenn auch noch nicht erster Klasse», lächelte Othmar. «Er muss vor allem arbeiten lernen! Das versteht er weniger als alles andere.»

Während Ruscht über den Zwölfjährigen Auskunft gab, dachte dessen Mutter über den Lehrer nach.

Wie alt mag er sein? Jung sieht er nicht aus. Alt auch nicht. Noch weniger. Es muss der Ausdruck sein, der es so schwer macht, ihn mit andern zu vergleichen. Als habe er schon Schweres erlebt. Und dann die starken Backenknochen, die gelblich getönte Hautfarbe, die grünwirkenden Augen — es ist nichts Jugendliches an ihm. Aber vergessen wird man diesen Kopf nicht leicht.

Der Hausherr, A. B. Dubois, Seidenbandfabrikant, unbeirrbar in seinen Ansichten und Meinungen, hatte ihn einen flotten Kerl genannt. Er hielt ihn öfters zum Abendbrot

zurück, wenn Ruscht die Stunden in seinem Hause zu geben hatte.

Auf seltsame Weise verstand es der Fremde, der leicht ausbrechenden Heftigkeit seines Gastgebers zu begegnen, der sich gewöhnlich wenig beherrschte, wenn er nicht einen Grund hatte, dies zu tun. Es war, als würde dieser fremdsprachige, unbekannte Mann wie Oel auf die leicht anschwellenden Wogen des Zornes, die den sehr gut aussehenden Schweizer oft umbrauten.

Auf alle Fälle waren die Abende ungleich angenehmer für die Familie, wenn sie von Othmar Ruscht geleitet wurden. —

Direktor Maurer, der Musikkritiker einer der grossen Zeitungen der Stadt, wurde von seiner Vaterstadt eine hohe Stellung angeboten, und er nahm die Ehrung an. Othmar Ruscht hatte das Glück, erstmals in diesem glückhaften Augenblick zur Hand zu sein und zweitens den massgebenden Kreisen zu gefallen. Er war von ihnen wohlgeleitet. So wurde er denn aufgefordert, Maurer zu ersetzen. Damit war seine äussere Existenz gesichert.

Theater und Konzertsaal waren ihm geöffnet, und ebenso manches musikalisches Haus, dessen Bewohner sich für den sehr musikalischen und verständnisvollen Mann zu interessieren begannen.

Seine Besprechungen wurden mit der Zeit wahre Meisterwerke, sie wurden mit wachsender Begeisterung gelesen.

Man nannte ihn lobend einen Nachfolger Lessings. Ruschts Kritik wurde selten angegriffen, selten widerlegt, denn sie wurde klug und vorsichtig im Ausdruck dargebracht. Er wurde sehr bekannt durch diese Veröffentlichungen, und zwei andere Städte hatten sich bereit erklärt, ihn unter günstigen Bedingungen aufzunehmen. Er hatte aber der Gründe genug, höflich dankend abzulehnen.

Ein Jahr war vergangen, im Hause der Frau Dubois war Othmar Ruscht nun fast täglicher Gast und Freund geworden. Er kam und ging und brauchte auf keine Einladung zu warten.

An den Abenden, an denen der Hausherr abwesend war — Alpenklub am Montag, Gesangsverein am Donnerstag, Jassquartett am Samstag — las er den Damen vor. Mutter und Tochter hörten gerne zu. Beatrix nicht ohne Widerstreben allerdings. Da sie aber Bücher über alles liebte, überwand sie ihre Abneigung.

Ruscht weckte in Beatrix den Sinn für Kritik. Sie sollte, wenn ein Buch ihr gefiel, nicht nur wissen, dass es ihr gefiel, sondern warum. Er verlangte, dass sie Menschen zu beurteilen lerne. Bé war gelehrt, und nach kurzer Zeit begann sie mit dem gefürchteten Kritiker zu streiten und ihn um des «Seziereus» willen, wie sie es nannte, zu tadeln. Er sei ein Himmensch. Einseitig, Gefühl sei ihm nichts. Ihr Gegner nannte aber Gefühl überflüssige Sentimentalität, wenn es die Kritik betreffe; ja schädlich in diesem Fall. Aber er nahm sich vor Bé in acht, er vertuschte, wo es möglich war, seine Schärfe, er lenkte ab und liess oft Gnade vor Recht ergehen.

Seine beliebteste Waffe, die Satire, wandte er überhaupt nicht an, wenn er mit dem jungen Mädchen sprach.

Ausser diesen Abendstunden hielt Beatrix genau den Standpunkt ihm gegenüber fest, den sie seit dem ersten Tag bewusst einge-

nommen. Er war ihr nicht sympathisch. Das änderte sich nicht.

Im Theater sollte ein Gastspiel stattfinden mit wunderbarer Besetzung. Sowohl Lohengrin wie Elsa, Telramund wie Ortrud waren berühmte, in ganz Europa bewunderte Sänger. Sie hatten Deutschland bereist, Oesterreich und dann Amerika besucht, und wollten nun, ehe sie zurückkehrten, vier Schweizer Städte mit ihren Gastspielen erfreuen. Othmar Ruscht stand Arbeit bevor.

Nach der ersten Vorstellung blieben Gäste, Freunde des Theaters und Kritiker noch erfreut und angeregt im Kasino beisammen. Es war drei Uhr morgens, als Ruscht endlich nach Hause ging. Es war kalt und ein beissender Wind heulte und piffte und jagte die wenigen Menschen durch die Strassen, dass sie vor Frost zitternd, ihre Haustüren zuschlugen, froh, geborgen zu sein.

Auch Ruscht nahm zwei Stufen auf einmal, schürte den Ofen, trank ein paar Schlucke Kognak und setzte sich an seinen Schreibtisch, denn er hatte um acht zu unterrichten, also nur kurze Stunden für Arbeit und Schlaf zur Verfügung.

Bald zog dichter Zigarrenrauch die Wände entlang. Trotzdem sang Orpheus, der Kanarienvogel, mitten in der Nacht sein süßes Lied und seine jubelnden Triller! Er hüpfte auf seinen zierlich dünnen Beinchen hin und her und pickte nach dem Zuckerstück, das zwischen den Drähten steckte. Sein Treiben störte den Arbeitenden nicht.

Seine Arbeit war, ohne dass er eine Feder gerührt hatte, schon halb getan, denn sein Schreibtisch war mit fremden Zeitungen bedeckt. Alle waren sie älteren Datums, viele schon mehrere Monate alt. Alle aber enthielten sie Bilder und Besprechungen der Künstler, die in diesen Tagen in der Stadt am Rhein auftraten. Sie feierten dankbar dies seltene Ereignis.

«Frankfurter Zeitung», «Die Zeit», Wien, «Neue Deutsche Zeitung», USA. Auch Blätter, die ausschliesslich der Musik gewidmet waren, wie «Das Signal», oder «Das Schauspiel», «Thalia» und andere. In jedem fand Ruscht die vier Künstler, die allein Amerika monatelang bereist hatten. Ueber jede Einzelheit berichteten die entzückten Zeitungen. Ruscht schnitt die Besprechungen sorgfältig aus, stellte sie zusammen, fügte Satz zu Satz, fügte Lokales dazu, entsprechend dem Geschmack der Stadt und streute aus dieser ernste, aus jener Kritik pikante, bunte Aussprüche darunter. Auch passende Scherze, die er sich seit Reihen von Jahren gemerkt hatte, und die er mit Vorsicht abänderte und stets vorrätig hielt. Zuletzt nahm er Lessings Dramaturgie zur Hand! In ihr fand er Schätze von Wendungen, in geistreicher Form dargeboten.

Mochten auch die Einakter und Dreiakter, die der grosse Dichter besprach, der heutigen Welt beinahe lächerlich erscheinen, so sprühte das, was Lessing zu sagen hatte, doch von Geist, Humor, Witz und Satire.

Ruscht benützte jeden Gedanken, denn die Menschen, um die es sich handelte, waren vor hundert Jahren nicht anders als die von heute und empfanden Freuden und Leiden nicht anders als wir. Sie trugen nur andere Kleider und hatten andere Namen. Liebe, Hass, Neid, Stolz, Eifersucht hinterliessen die gleichen Spuren wie die Leidenenschaften, die uns heute überwältigten.

Alle diese Sätze und Einfälle fügte Ruscht geschmackvoll zu einem Ganzen zusammen. Es entstand ein Mosaikgemälde, aus vielen hundert Steinchen zusammengesetzt. Dank seinem ungewöhnlichen Gedächtnis wurde die reiche Ernte aus dem Zeitungswald ein ausgesuchtes Kunstwerk, das nun Ruschts Namen tragen würde. Da er aber nur zusammenfügen, nicht zu erfinden brauchte, sparte er sich sehr viel Zeit. Fehlte sie ihm ganz, schrieb er einfach ab. An gesammeltem Material fehlte es ihm nie. Eine Reihe französischer, deutscher, englischer und amerikanischer Besprechungen hatte er stets vorrätig, die alle registriert und nummeriert waren, um sie im gegebenen Falle zu gebrauchen. Sie alle warteten auf den Abend, an dem die in andern Städten längst besprochenen Opern oder Schauspiele auch in der Rheinstadt aufgeführt wurden. Dann erschienen sie schon andern Tags in der Zeitung und trugen ihm höchstes Lob ein.

Frau Susanna Dubois gegenüber war Othmar ein dankbarer Verehrer ihrer vornehmen und mütterlichen Weise sich seiner anzunehmen. Er hatte sie gewonnen durch die Wärme und anhängliche Art, mit der er von seiner verstorbenen Mutter sprach.

Ruscht sprach Frau Susanna gegenüber sehr offen von sich, als rede er von einem Fremden. Er beurteilte und verurteilte sich. Er nannte sich einen Sohn von Mephisto und Gretchen: Weich und voll Hohn, kalt und voll Sehnsucht nach Liebe. Verdorben und sich darum selbst verachtend, doch unfähig, sich zu ändern. Und über allem: Bitterer Hochmut, der schüchtern sich hervorwagende, menschenfreundliche Regungen verhöhnte.

Er begann von seinem früheren Leben zu berichten.

Frau Susanna erfuhr nun endlich das Geheimnis, das man um Othmar Ruscht witterte, aber nicht kannte, und das Beatrix bewusst unbegründete Antipathie hervorrief.

(Fortsetzung folgt)

OPERATION «STORCH»

50 000 Berliner
«Ruinen»-Kinder
werden evakuiert

Der harte Winter hat auch in Berlin seinen Einzug gehalten. Eine bissige, erbarmungslose Bise fegt durch die Strassen und treibt die schlotternden Leute in ihre Kellerlöcher hinunter. Nur selten sind die Räucherlein, die sich aus Kaminen stehlen und von Wärme und Behaglichkeit künden. Der Winter hat heute in Deutschland, vor allem in den trostlosen Ruinstädten, einen schicksalsschweren, beängstigenden Klang. Winter bedeutet dort Kampf gegen die Kälte ohne Kohle, gegen Krankheiten ohne Medikamente und gegen die hungernden Mägen ohne genügende Nahrung.

Die Deutschland besetzt haltenden Siegermächte kennen die Nöte der Bevölkerung. Dieselben zu mildern liegt auch im Interesse der Alliierten, die nur zu gut wissen, dass mit leeren Mägen und klammen Fingern nicht gearbeitet werden kann. Die unter den gegenwärtigen Verhältnissen am meisten Leidenden sind die Kinder. Ihnen gilt das ganz spezielle Augenmerk der Engländer. Ein von der Militärregierung der englischen Besatzungszone ausgearbeiteter Plan — «Operation Storch» genannt — sieht die Evakuierung von 50 000 Berliner Kindern im Alter zwischen 4 und 14 Jahren auf das Land vor. Der Evakuierungsplan macht sich die Erfahrungen der Engländer beim Abtransport der Londoner Schulkinder zur Zeit der V-1- und V-2-Angriffe zunutze. Wie dort, wird auch hier die Reise teilweise mit Autocars, teilweise mit der Bahn zurückgelegt. Die Evakuierung in Berlin geschieht freiwillig. In Vorträgen werden die Eltern aufgeklärt und eventuelle Besorgnisse zerstreut. Die Aussicht aber, ihre Kinder während der kalten Wintermonate in einer warmen Bauernstube im Oldenburgerland zu wissen, überwindet zuletzt alle Bedenken.

1 In diesen verhärmten Gesichtern spiegelt sich das Schicksal Berlins. Diese Mütter wurden während eines Aufklärungsabends aufgenommen, bei dem sie über die geplante Verschiebung ihrer Kinder aufs Land informiert werden. Der Entschluss, sich von ihren Kindern zu trennen, fällt ihnen offenbar schwer genug, aber sie möchten doch gern, dass die Kinder an einen anderen Ort kommen, wo die Stuben warm sind und es mehr zu essen gibt.

2 Einige Tage vor der Abreise werden die angemeldeten Kinder ärztlich untersucht und ihr Gesundheitszustand auf Karten notiert.

3 In Autobussen wird die erste Wegstrecke fort aus der kalten Ruinenstadt zurückgelegt.

4 Am Abend des ersten Reisetages haben die Kinder das Transit-Lager Alversdorf erreicht, wo sie in einer Baracke übernachteten. Am andern Morgen geht die Reise mit der Bahn weiter. Es ist eine Mischung von Schullei- und Flüchtlingszug, die die Stimmung dieser Kinder charakterisiert.

5 Das Ziel ist erreicht. Eine Kindergruppe hält Einzug beim hilfsbereiten Bauern Strolle, der acht Berliner Kinder und zwei Pflegerinnen bei sich aufgenommen hat. An der Schwelle seines strohbedeckten Bauernhauses heissen er und seine Frau die städtischen Gäste willkommen. Photopress Spezialbericht

